



## Lebensräume

Mitunter weiß man nicht, was hinter der eigenen Tür passierte. Eine Gärtnerei packt das Übel bei der Wurzel, und das muss man sich erst mal ausmalen: eine Künstlerkarriere.

**I**ch wollte sofort ausziehen", sagt der 74 Jahre alte Bildhauer Rolf Scholz. Enge Gassen tragen die Namen Rosenpromenade, Jasminpfad und Azaleenweg. Alte Backsteinbauten ragen in den Himmel. Hinter den engmaschigen Kleingartenzäunen rauscht die S-Bahn. „Hier herrschte ein bestialischer Terror.“ Scholz zog mit seiner Lebensgefährtin Sylvia Wallczek vor 36 Jahren in den Werner-Voß-Damm, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Südkreuz in Berlin Tempelhof. Im Keller des Gebäudes mit der Hausnummer 54a befand sich von März bis Dezember 1933 das SA-Gefängnis Papestraße, ein frühes Konzentrationslager unter Führung der SA-Feldpolizei. „Die konnten einfach losfahren und verhaftet“, erzählt Scholz kopfschüttelnd.

„1991 gründeten die Soziologin Sylvia Wallczek, der Bildhauer Rolf Scholz und der Historiker Kurt Schilde die „Geschichtswerkstatt Papestraße“, heißt es auf der Homepage [www.gedenkort-papestrasse.de](http://www.gedenkort-papestrasse.de), auf der auch Fotos des Ort dokumentieren. Bislang seien knapp 500 Personen, die in der Papestraße in Haft waren, namentlich bekannt. Man vermutet, dass die Gesamtzahl deutlich größer ist. Das waren vor allem politisch Andersdenkende und Juden, die dort verhört und gefoltert wurden. Es ging bei der Geschichtswerkstatt darum, die Geschichte rund um die Papestraße aufzuarbeiten. Als entscheidender Zeitzeuge erwies sich ein ehemaliger Wurstverkäufer, der Scholz 1992 berichtete, dass es ihr Haus war, in dem Leute eingesperrt waren. Scholz und Wallczek sicherten die Spuren im eigenen Keller und durchforschten viele Archive. Die größte Schwierigkeit war der Austausch mit den Behörden. „Es war ein Bohren von dicken Brettern.“

Heute führen verstaubte Steinstuifen in den dunklen Keller. Es folgt ein langer Gang mit niedrigen Decken und von Hakenkreuzen sowie SA-Zeichen verschmierten Steinwänden. Von dem Gang gehen links und rechts massive Holztüren ab. In den dahinterliegenden Haftzellen verwehren winzige Gitterfenster den Weg zur Außenwelt. In diesen Zellen wurden die Inhaftierten so stark gefoltert, dass etwa 30 Menschen während oder als unmittelbare Folge der Haft starben. Auf

## Aufzeichnungen aus einem Kellerloch

Für viele bis heute im Verborgenen:  
Ein SA-Gefängnis in Berlin-Tempelhof und der Schwerbelastungskörper

der Homepage der Gedenkstätte erfährt man: „Inhaftierte Juden waren der Arzt Max Leffkowitz, die Rechtsanwälte Fritz und Kurt Ball sowie der Kaufhausbesitzer Wilfrid Israel. Zeugenaussagen belegen, dass Juden besonders brutal behandelt und schikaniert wurden.“

Ein weiteres Zeugnis aus der nationalsozialistischen Zeit befindet sich nicht weit entfernt vom SA-Gefängnis: der 12.650 Tonnen schwere Schwerbelastungskörper. Der im Volksmund genannte „Naziklotz“ ist 14 Meter hoch und geht 18 Meter in die Tiefe. Hinter dicht bewachsenen Bäumen steht das große, zylinderförmige Betonbauwerk, ringsherum ein kleiner Weg, Löwenzahn und hochgewachsene Hecken. Das ist einer der letzten Bauten, die noch heute auf die großgewahnsinnigen Baupläne der Nationalsozialisten hinweisen. „Mit der Ernennung von Albert Speer wurde die Planung zur Umgestaltung Berlins konkretisiert“, sagt Yvonne Ebeling. Sie ist Grundschullehrerin in Brandenburg und Historikerin. Am Wochenende bietet sie Führungen am Schwerbelastungskörper und im SA-Gefängnis an. Unter Adolf Hitler entwickelte der Generalbauinspek-

tor Speer den Plan zur Umgestaltung Berlins in die „Reichshauptstadt Germania“. Dabei sollten zwei Achsen als grundlegende Struktur eingerichtet werden, eine Nord-Süd-Achse und eine Ost-West-Achse. Die Ost-West-Achse sollte von der heutigen Gemeinde Wustermark in Brandenburg über das Brandenburger Tor und Frankfurter Tor bis zur Frankfurter Allee verlaufen, die Nord-Süd-Achse vom „weltgrößten Südbahnhof“ in Tempelhof bis zum Nordbahnhof im heutigen Moabit. Die Nord-Süd-Achse war für die Nationalsozialisten von besonderer Bedeutung, denn auf ihr sollte ein 7 Kilometer langer und 120 Meter breiter Prachtboulevard errichtet werden, mit einem Triumphbogen im Süden, 117 Meter hoch und 170 Meter breit. Er sollte die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten tragen. Als Herzstück der Reichshauptstadt war die „Große Halle“ geplant. Mit einer Grundfläche von 315 mal 315 Metern und 320 Meter Höhe sollte sie das größte Kuppelgebäude der Welt werden und eine Kapazität von 150.000 bis 180.000 Besuchern erreichen. Hinter der „Großen Halle“ war geplant, ein Becken anzulegen, in dem sie sich spiegeln

sollte. Dieser Plan von Germania hätte viele schwere Gebäude vorgesehen. So wurden von 1938 bis 1943 mehrere Versuche durchgeführt, um die Tragfähigkeit des Bodens zu überprüfen. Aus diesem Grund entstand der Schwerbelastungskörper. Er wurde zwischen 1941 und 1942 erbaut. Der schwere Zylinder aus Beton und Stahlbeton sollte das Gewicht des Triumphbogens simulieren.

„Der Bau Germanias hätte bestimmte Verbrechen involviert“, sagt Ebeling. Um die Nord-Süd- und Ost-West-Achse zu errichten, wären 50.000 Wohnungen weggefallen. 150.000 Menschen hätten umgesiedelt werden müssen. Dies ging einher mit der sogenannten Entjudung der Stadt. Der jüdischen Bevölkerung wurden die Wohnungen und Häuser genommen und „arischen Menschen“ gegeben, die aufgrund der Stadtplanung umziehen mussten. „Mehrere Familien wohnten dadurch in einer Wohnung zusammen.“ Oft musste die jüdische Bevölkerung als Untermieter in andere Wohnungen ziehen, da sie kein eigenständiges Erwerbsrecht für neue Wohnungen hatten. „Es gab vier jüdenreine“ Gebiete. Dazu zählten Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg und Friedenau.“ Heute wird am „Informationsort Schwerbelastungskörper“ Aufklärungsarbeit betrieben. Es gibt einen Geschichtspark mit Tafeln, die über Planungen und Ereignisse informieren, sowie öffentliche Führungen.

Im Jahr 2003 beschloss die Bezirksverordnetenversammlung von Tempelhof-Schöneberg, die bis dahin privat vermieteten Kellerräume in der Papestraße als Gedenk- und Begegnungsstätte für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. 2011 wurde der Gedenkort eröffnet, seit 2013 gibt es eine Ausstellung und ein Beischerarchiv. Dafür wurden die Kellerräume bestmöglich in ihren damaligen Zustand zurückgesetzt. Mittlerweile gibt es einige Einheiten, überwiegend aus Tempelhof-Schöneberg, die Führungen dorthin unternehmen. Es gab sogar einen Zeitzeugen, der diese Führung als Lehrer machte und von seinen eigenen Erfahrungen als ehemaliger Inhaftierter erzählte. Mittlerweile ist er verstorben.

**Leonard Luis Dressel**  
Eckener-Gymnasium, Berlin

## Ein Maler macht sich einen Namen

Weil „Egli“ für die Kunstwelt nicht ernst genug klang, wurde daraus „Egil“. Der Maler Raphael Egil kann von seiner Kunst leben.

kündigte er seinen Lehrauftrag, um sich ganz der Malerei zu widmen. Den Rückhalt und das Vertrauen, dass dies klappen würde, gab ihm die Zusammenarbeit mit der internationalen Galerie Michael Werner mit Hauptsitz in Berlin. „Es ging darum, ganz in der Kunst zu sein. Ich bin Künstler und kein Lehrer.“ Der Wechsel in die professionelle Kunstszenze brachte unerwartete Dinge mit sich: Michael Werner habe ihm einen Steilpass zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Namen gegeben, als er ihm sagte, sein echter Name klinge nicht ernst genug. In der Kunstszenze könne man sich damit, wortwörtlich, keinen ernsthaften Namen machen. So wurde aus Egli Egil.

Durch die Galerie Werner, die Künstler wie Georg Baselitz, Maki Na Kamura oder Issy Wood vertritt, wurde Egil auch international wahrgenommen. Ausstellungen in Köln und Berlin machten ihn bekannt. Er lernte den Londoner Künstler Fraser Brough, Direktor von Cassius & Co., kennen. Er zeigt Egil seither regelmäßig. Später folgte die Zusammenarbeit mit den jungen, umtriebigen New Yorker Galerie YveYANG. „Das sind so Kontakte, die sich über Bekanntschaften öffnen, und dann passiert etwas. Es gibt auch Situationen, bei denen sich etwas öffnet, dann aber nichts passiert.“ Die Zusammenarbeit mit Galerien versteht Egil als Dialog. Durch Kommunikation könnten sie zusammen etwas auskristallisieren, das eine Überschneidung aus dem

Raum, dem Interesse der Galeristen und der künstlerischen Werke bildet. „Es gibt diese Schnittmenge, und daraus kann dann etwas wachsen“, sagt er in Ostschweizer Dialekt. Das Atelier in Luzern bleibt das Zentrum seines Schaffens. Hier passiert die Arbeit, aus der sich seine Werke entwickeln. Der 49-Jährige beginnt jeden Tag mit einem kleinen Ritus: Er beginnt meist ab acht Uhr, malt zwei Stunden, liest oder schreibt, zweifelt und beginnt neu. „Die Wahrheit ist, dass sich jeder Tag anders anfühlt.“

Er malt mit kräftigen Farben, die abstrakte Formen bilden, die sowohl vertraut als auch traumhaft verfremdet wirken. Die Motive seiner Bilder, wie Landschaften, Stillleben, Figuren oder Porträts, entstehen aus zwei Quellen: kurzen Bleistiftnotizen und kunsthistorischen Bezügen. Über mehrere Wochen arbeitet er immer wieder und bewusst mit wenig Ausgangsmaterial an einem Bild. „Ich versuche, mich lange mit denselben Skizzen zu beschäftigen. So finde ich Dinge, die am Anfang nicht sichtbar waren.“ Auch das Überraschungsmoment spielt für ihn eine Rolle. Er gibt sich beim Arbeiten zwar eine Richtung vor, deren Abweichung ist aber ein Kernaspekt. „Das Ausbrechen aus den eigenen Regeln passiert immer automatisch und ist ein Bestandteil meines Arbeitsprozesses.“ So komme er weiter in der Arbeit – und auch im Leben. Für ihn ist die Malerei eine Form des Daseins. „Ich glaube, in der Malerei wird sichtbar,

wie man in der Gesellschaft steht.“ Die finanzielle Unsicherheit sei hoch, doch finde sich in ihr eine kreative Triebfeder. „Man darf nicht jeden Monat mit dem Gleichen rechnen. Es gibt sogar Jahre, die einfach nicht gu sind. Es geht aber darum, langfristig zu denken.“ Egil strahlt eine traumreiche Positivität aus. Um nicht mitten im Jahr die Nerven zu verlieren, schaue er lieber den Jahresabschluss an. Das Leben als Künstler schenke Autonomie, bringe aber Unsicherheit mit sich. Seine Arbeit lebt von Struktur und Intuition, von Planung und dem Mut, abzuweichen. „Ich denke, man baut sich ständig Luftschlösser. Das ist gefährlich, aber auch notwendig.“ Aus Träumen sollen Taten werden. „Ein Luftschloss muss man nicht nur träumen, sondern manifestieren – durch Ergebnisse.“

**Lou Jäger**, Kantonsschule Uetikon am See

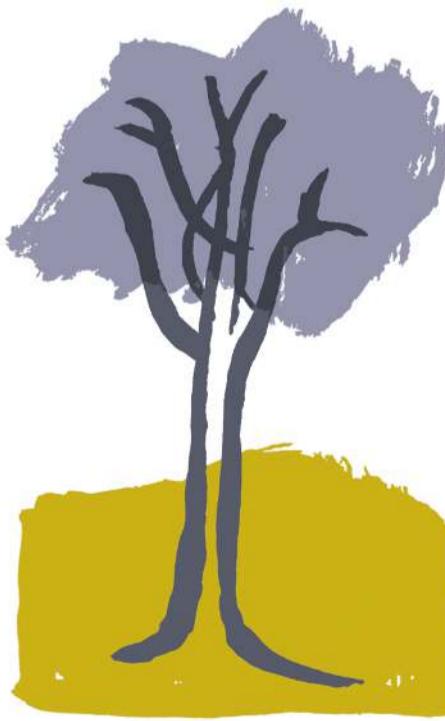


Illustration Philip Waecker

## Man wählt das kleinere Übel

Winzlinge machen eine Gärtnerei zu einem bodenständigen Betrieb

In den weitläufigen Gewächshäusern der Gärtnerei Waffenschmidt in Rüschlikon, unweit des Pfäffikersees im Zürcher Oberland, herrscht Schweigen. Keine lärmenden Maschinen sind zu hören. Es liegen auch keine chemischen Dämpfe in der Luft. Stattdessen: das zarte Flirren von Fliegen, das kaum hörbare Krabbeln über Blattadern, der Duft von Tomatenpflanzen und feuchter Erde. Wer sich hier bückt, entdeckt das Leben in Miniatur. „Wo Nützlinge arbeiten, blüht das Leben – ganz ohne Gift“, sagt Inhaber Hannes Waffenschmidt. Seine dunkelgrünen Augen blitzten durch feine, schwarz umrandete Brillengläser, die mit seinen schwarzen Haaren harmonieren. Einzelne weiße Bartstoppeln zieren seine Wangen. Die leicht schiefen Vorderzähne verleihen seinem Lächeln etwas Spielerisches. „Nützlinge sind unsere kleinen Helfer mit großer Wirkung.“ Der 43-Jährige deutet auf ein winziges Insekt, das eine Trauermückenlarve verspeist. Eine Raubmilbe, ein unscheinbarer natürlicher Räuber.

Die Gärtnerei, die sich über mehrere Glashäuser und Außenflächen erstreckt, setzt vollständig auf biologische Schädlingsbekämpfung. „Der Einsatz von Pestiziden ist in diesem Gewächshaus ausgeschlossen. Allein schon weil wir ungefähr alle zwei Wochen eine Veranstaltung durchführen und diese Stoffe gesundheitsschädigend sind. Unsere Gärtnerei ist ein Lebensraum, kein chemisches Schlachtfeld.“ Zwischen Hochbeeten mit bunten Blumen, Kräutertöpfen, Palmen und Obstpflanzen finden regelmäßige Kurse, Lesungen, Brunches statt – ein Treffpunkt für viele. Wo andernorts chemische Mittel dominieren, lasse man hier die Natur selbst eingreifen. „Was die Natur erfunden hat, braucht keine Chemie.“

Zwischen Paprikapflanzen und Gerauern hängen kleine weiße Karten, auf denen kaum sichtbare Eier und Larven befestigt sind – Lieferungen aus spezialisierten Schweizer Biolaboren. Schlupfwespen, Florfliegenlarven, Galmücken, Marienkäferlarven, Raubmilben. Das System funktioniert seit Jahren. Von Blattläusen, Napschildläusen oder Thrips befallene Pflanzen würden gezielt mit Nützlingen versorgt. Die Schädlingspopulationen blieben stabil, ohne den ökologischen Kreislauf zu stören.

Die Luft in den Gewächshäusern ist warm und feucht. Ein Hauch von Zitrus liegt über den Reihen. Im Außenbereich summen Hummeln. Es ist ein in sich ruhendes System. Kein Lärm, kein Gestank, keine Warnhinweise – nur die stille Arbeit der Natur. „Auch ein Balkon kann ein kleines Paradies sein, ganz ohne Pestizide“, meint Waffenschmidt. „Für blühende Balkone braucht es keine Chemie, nur Pflanzen mit einem guten Abwehrsystem und nährstofffreiem Boden.“ Das Abwehrsystem sei für die Resistenz gegen Schädlinge und die Langlebigkeit der Pflanzen ausschlaggebend. „Genauso wie bei uns Menschen. Für ein gutes Abwehrsystem braucht es einen lüftigen Boden und Nährstoffe. Nährstoffzufluss ist zum Beispiel durch den Einsatz von Bakterienstämmen möglich. Es gibt Bakterien, die sogenannte Siderophore bilden. Diese Siderophore binden das Eisen und transportieren es zu den Wurzeln. Bei kalkhaltigen Böden, wie wir sie in Deutschland und der Schweiz vorfinden, haben viele Pflanzen Eisenmangel, was zu einem langsamen Wachstum führt, die Blätter erbleichen lässt und zu einer Minimierung der Blütenproduktion führt.“

Die Kundschaft sei vielfältig: Familien, Hobbygärtner, Berufstätige mit Stadtbalkon. Viele würden wissen wollen, was sie da mit nach Hause nehmen – und wie sie es pflegen können. „Wer bei uns einkauft, bekommt qualitativ hochwertige Pflanzen, die mit Bodenpilzen und Nützlingen unterstützt werden.“ Zwischen Holzregalen mit Samenlöffelchen, dreckverschmierten Gummistiefeln und Gartenschläuchen ist die Atmosphäre bodenständig. „Wir lassen die Natur für uns arbeiten. Mit Respekt und Verstand. Qualität wächst nicht von allein. Sie braucht Erfahrung, Geduld und den Verzicht auf Gift.“ Die Gärtnerei wurde 1960 gegründet – ein Familienbetrieb mit Wurzeln. Es gibt 39 feste Mitarbeiter und mehrere Auszubildende. „Früher war alles, was Beine hat und krabbelt, schlecht“, erwähnt Waffenschmidt und nimmt dabei Bezug auf seinen Vater, der damals mit Pestiziden alles tötete, was über seine Pflanzen krabbelte. „Die Natur ist der beste Gärtner. Man muss sie nur wahrnehmen.“

**Emilie Dupin**  
Kantonsschule Zürcher Oberland, Wetzikon

